

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr.

In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Prof. A. Ernst, Watertown, Wis.; alle Wechselblätter adressire man: Gemeinde-Blatt, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee.

13. Jahrg. No. 23.

Milwaukee, Wis., den 1. August 1878.

Lauf. No. 344

Ueber die Erziehung junger Männer für das heilige Predigtamt.

Zu mannigfaltiger Weise bethätigt sich heutzutage immer noch der Glaube der Christen. Denn wenn wir auch, wie wir zugeben müssen, in einer Zeit geringer Tage leben, so hat doch die Liebeshätigkeit der Christen nicht aufgehört, sondern sucht sich unter den neuen Verhältnissen auch neue Bahnen, in denen sie sich weiter bewegt. Ich will hier zum Beweise dafür nur an die Fürsorge für die Emigranten, für die Neger, für die Taubstummen u. s. w. erinnern. Und gewiß ist eine solche Thätigkeit höchst nothwendig und wenn sie im Glauben dem Nächsten dient, so wird sie auch von Gott gesegnet werden.

Aber eins dürfen wir bei all unserem Missionswesen, bei aller Sorge für die Armen, Wittwen und Waisen nicht übersehen, daß nämlich die Hauptaufgabe der Kirche doch immer die bleibt und bleiben muß, durch Heranbildung von treuen Predigern des Evangeliums für die Erhaltung des Wortes Gottes in unserer Mitte zu sorgen.

Daß dies wirklich unsere Hauptaufgabe sein muß, liegt auf der Hand. Denn wenn wir keine tüchtigen Prediger haben, um unsere immer zahlreicher werdenden Gemeinden zu versorgen, so werden dieselben nicht nur innerlich und äußerlich wachsen können, sondern sie werden auch ihre Glieder mehr und mehr verlieren, ja zuletzt sich auflösen und den Secten und Schwärmern zur Beute werden. Es müssen dann nothwendigerweise auch alle die andern Werke nothleidenden und können nicht weiter geführt werden. Umgekehrt je mehr tüchtige und treue Pastoren wir in das Feld stellen können, desto mehr wird ja auch das Evangelium verkündigt. Es ist aber diese selige Botschaft nicht nur eine Gotteskraft, selig zu machen alle die daran glauben, sondern auch die Herzen zu erwecken und willig zu machen zu allen guten Werken. So wird allen den besonderen Bemühungen für die Ausbreitung des Reiches Gottes durch nichts mehr Vorschub geleistet, als durch die Heranbildung gottseliger und tüchtiger Pastoren. Denn die guten Werke müssen ja aus dem Glauben kommen, der Glaube aber kommt aus der Predigt.

Nun darf sich aber nicht jedermann unterwinden, Lehrer d. i. Prediger zu sein, sondern es gehören zur Uebernahme eines solchen Amtes eine ganz gewisse Beschaffenheit und bestimmte Eigenschaften. Vor allem soll der Pastor selbst im wahren Glauben stehen und in dem Worte Gottes erfahren sein, auf daß er halten könne ob dem Worte, das gewiß ist und sich nicht wagen und wiegen lasse von allerlei Wind der Lehre. Sodann aber muß er auch lehrhaftig sein und seinen Glauben mit einem gottseligen Wandel zieren, wie das alles 1. Thimoth. 3, und Tit. 1 weiter ausgeführt ist. Wer nicht diese Eigenschaften an sich hat, der darf auch nicht das Predigtamt bekleiden. Nun ist es aber klar, daß viele dieser Eigenschaften von uns erworben werden müssen und dazu bedarf es einer besonderen Erziehung und Ausbildung. Freilich zum Glauben an den Herrn Jesum können wir durch unsere eigene Kraft niemand bringen. Aber das ist Christi Verheißung, daß sein Wort nicht leer zurückkehren soll. Und wenn wir deshalb Gottes Wort fleißig gebrauchen und unsere Jugend damit erziehen, so will und wird auch Gott seinen Segen geben, daß die heranwachsenden jungen Leute zu einer lebendigen Erkenntniß ihrer Sünde und dann auch des Heilands Jesu Christi kommen, kurz, daß sie gläubige Christen werden. Sind sie aber das durch Gottes Gnade geworden, so werden sie nun auch Lust zu Gottes Wort haben und dasselbe, falls sie der Herr sonst mit den natürlichen Gaben ausgerüstet hat, gründlich und gerne lernen. Sollte aber einer unter unseren Schülern sein, der es durch sein ganzes Wesen beweise und an den Tag legte, daß er nicht im Glauben stünde, so dürfte der natürlich auch nicht in das Amt gesetzt werden, möchte er sonst noch so schöne Gaben, Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitzen. Es soll heutzutage außer der Kenntniß des Wortes Gottes, welche ja gewiß die Hauptsache ist, ein Prediger auch noch mehreres können. Denn abgesehen davon, daß zu der rechten Lehrhaftigkeit eine allgemeine Schulung des Geistes nothwendig ist, und daß von einem Prediger verlangt werden kann, daß er das theure Gottes Wort auch wo möglich in den Grundsprachen verstehe, so sollte er auch in weltlichen Kenntnissen nicht hinter den Gebildeten zurück stehen. Freilich kommt der Segen seiner Amtswirksamkeit nicht aus seiner Gelehrsamkeit,

sondern aus Gottes Wort allein, und freilich kann dieses Wort auch in dem Munde eines einfachen Mannes, ja eines Kindes Wunder thun, aber doch soll der Prediger, um diese wunderkräftige Arznei recht anzuwenden, auch die Verhältnisse des menschlichen Lebens, die Zustände und Bedürfnisse der verschiedenen Menschenklassen, ihre besonderen Ansichten und Gefahren verstehen und durchschauen lernen. Darum je tüchtiger unsere Pastoren, die übrigen Eigenschaften vorausgesetzt, auch in wirklichem gesunden Wissen und Können sind, desto besser ist es, und desto mehr können sie, wenn sie das alles in Gottes Dienst und unter sein Wort stellen, durch Gottes Gnade ihren Mitmenschen nützen.

Deshalb hat es auch von jeher in der Christenheit Schulen gegeben, um junge Leute für die Uebernahme des heiligen Predigtamtes geschickt zu machen. Die erste derartige Schule zur Zeit des Neuen Testaments hat der Herr Christus selbst gehalten, als er seine Apostel während dreier Jahre persönlich unterwies. Solche Anstalten hat nun der treue Heiland auch uns gegeben, nämlich eine vorbereitende allgemeine in Watertown und eine specielle in Milwaukee, welche nun, so Gott will, im September eröffnet werden soll. Die erstere hat er auch bereits mit viel Segen geschnitten, wie wir solches gewiß nicht verdienet haben. Sind doch von den etwa zwanzig Schülern, welche dieselbe vollständig durchgemacht haben, allein in diesem Jahre drei trotz ihrer Jugend in wichtige und verantwortungsvolle öffentliche Lehramter berufen, nämlich Herr Pastor F. Pieper als Professor an das theologische Seminar der Missouri-Synode in St. Louis, Herr Pastor E. Roy an das theologische Seminar der Wisconsin-Synode in Milwaukee und Herr G. Mühlhäuser an die Staatsuniversität in Madison, Wis. Und gewiß wird der treue Gott auch über unserem Seminar in Milwaukee seine Gnade walten lassen, daß in demselben tüchtige Diener des Evangeliums herangebildet werden. Zu seinem Dienste allein soll ja die theure Anstalt stehen, sein Werk allein treiben. Er allein soll auch in demselben der Meiste sein und dasselbe mit seinem Wort regieren.

Und da möchte ich nun die lieben Eltern und Pastoren bitten, erkennet doch den Segen, den uns Gott geschenkt hat in diesen Anstalten, und sendet

nun auch eure Söhne, daß sie in den Dienst des Herrn treten am Amt, das die Versöhnung predigt.

Es ist freilich ein beschwerlich Amt voll Mühsal und Entbehrung. Es ist aber auch ein überaus seliges Amt, ja das Amt, das nicht nur Schule und Kirche, nein das auch den Staat, menschliche Ordnung, Gerechtigkeit und Recht, ja die ganze Welt erhält. O, ihr lieben Leser, die ihr begabte Söhne habt oder begabte fromme Jünglinge kennt, ermuntert sie doch und helft ihnen, daß sie sich für dieses Amt vorbereiten, damit wir immer besser unsere Hauptaufgaben als Synode lösen können, nämlich tüchtige Prediger heranzubilden für den Dienst des Herrn Jesu. —

Aus der Kirchengeschichte.

Bonifacius.

Die morgenländische Kirche hat sich von dem Schlag, der ihr durch den Muhamedanismus versetzt wurde, oder (drücken wir es richtiger aus) von dem schrecklichen Jorngericht Gottes, das um ihrer Untreue willen über sie kam, nie wieder erholt. Die traurigen Ueberreste des Christenthums, die man im Südosten Europas und in Asien seit dieser Zeit noch antrifft, kommen in der Kirchengeschichte kaum noch in Betracht. Der Schwerpunkt der Kirche lag vorher schon im Abendland und von da an noch mehr. Und hier sind es wieder nicht die alten Völker, die schon lange das Christenthum hatten, sondern junge, frische Stämme, die eben erst aus der Nacht des Heidenthums hervortreten, welche von Gott dazu bestimmt sind, daß in ihnen ein neues, frisches Aufleben der Kirche stattfindet.

Zwar hatte in der Zeit, von der wir reden, Rom noch die ganze geistliche Macht in Händen; ja von dieser Zeit an durchs ganze Mittelalter hindurch steigt dieselbe von Stufe zu Stufe: die römische Kirche geht ganz im Papstthum auf, welches nach und nach alle Machtvollkommenheit an sich reißt, bis es sich „erhebt über alles, was Gott und Gottesdienst heißt,“ sich göttliche Ehre beilegt und deshalb auch Herr über alle weltliche Gewalt sein will, und so zum Antichristenthum wird. Aber der christliche Glaube und das christliche Leben war nicht mehr in Rom zu Hause, sondern war zu den deutschen Völkern gekommen. Unter Gottes Zulassung wurden die Deutschen freilich auch an die geistliche Macht Roms gebunden und dadurch mit in das Verderben des Papstthums verwickelt, zunächst war aber diese Verbindung mit Rom für das Gedeihen der Kirche in deutschen Ländern doch heilsam.

Wir wollen nun den Mann kennen lernen, den Gott als Werkzeug gebrauchte, um das deutsche Volk in die Reihe der christlichen Völker zu bringen, die für Deutschland so Großes gethan hat, daß man ihn mit Recht „den Apostel der Deutschen“ nennt und von ihm sagt, er habe uns mehr gebracht, als irgend einer unserer großen Kaiser und Könige nachher zu bringen vermocht hat. Dieser Mann heißt Bonifacius. Er war zwar nicht der Erste, der das Evangelium in Deutschland predigte, denn es gab schon viele christliche Gemeinden in Deutschland, als er seine Missionsarbeit anfang, sein Verdienst besteht vielmehr darin, daß er das Evangelium zu deutschen Stämmen brachte, die vorher hartnäckig sich dem Christenthum widersetzt hat-

ten und vor allem, daß er die einzelnen Gemeinden mit einander, freilich auch mit Rom, verband, so daß die Einigkeit der Kirche in deutschen Ländern auch äußerlich dargestellt wurde und christliche Zucht und Ordnung gehandhabt werden konnte.

Bonifacius hieß eigentlich Winfried. Er wurde ums Jahr 680 zu Nyrton im County Essex in England von vornehmen Eltern geboren. In dem jungen Winfried erwachte bald die Neigung zum geistlichen Berufe. Dafür wurde er in den Klosterschulen zu Exeter und Kudselle ausgebildet. Er studirte so fleißig und suchte am Meisten die heilige Schrift verstehen zu lernen, daß er in seiner Studierzeit schon ein geringhörter Lehrer wurde, zu dem Viele eilten, um Unterricht in Gottes Wort zu bekommen. Im Jahre 710 wurde er zum Priester geweiht.

Von da an fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, den Heiden auf dem europäischen Festland, namentlich den stammverwandten Deutschen, das Evangelium zu bringen. Das Abtrathen seiner Verwandten und Freunde erschütterte seinen Entschluß nicht. So machte er sich im Frühling 716 von London aus mit mehreren frommen Klosterbrüdern auf den Weg und landete an der friesischen Küste. Obwohl durch frühere Missionare unter den Friesen schon manche für das Christenthum gewonnen waren, so waren diese doch ein recht roher, barbarischer Volksstamm, und als Bonifacius ankam, trat gerade eine recht ungünstige Zeit für die Predigt des Evangeliums ein, da der heidnische Friesenkönig Radbod in einen Krieg mit dem Frankenherrscher Karl Martell verwickelt wurde. Radbod war ein finsterner Gegner des Christenthums. Früher war er durch den Missionar Wulfram schon fast gewonnen worden: er ließ seinen Sohn taufen und stellte sich auch selbst zur Taufe ein. Als er aber schon seinen Fuß ins Wasser gesetzt hatte, fragte er auf einmal Wulfram, wo seine königlichen Vorfahren, die Heiden waren, hingekommen seien. Der Missionar erwiderte, da sie Heiden gewesen wären, wären sie alle in der Hölle. Da stieg Radbod eilig wieder aus dem Wasser und sprach: „So will ich lieber mit solch tapfern Heiden in die Hölle fahren, als mit euch elenden Bettlern in den Himmel kommen.“ Und er blieb ein Feind des Christenthums sein Lebenlang. Unter solchen Umständen sah sich Bonifacius genöthigt, wieder heimzukehren.

Sein Muth und sein Eifer waren aber deswegen nicht erloschen. Er faßte nun den Entschluß, tiefer ins Herz Deutschlands vorzudringen. Im Jahre 718 verließ er seine englische Heimath zum zweiten und letztenmal. Diesmal reiste er aber erst nach Rom und ließ sich vom Papste Vollmacht zu seinem Berufe und Empfehlungen geben. Der Papst wies ihm Ostfranken und Thüringen als Arbeitsfeld an. Als er aber in Thüringen angekommen war und hörte, daß Radbod gestorben sei, machte er sich wieder auf nach Friesland und wirkte unter dem Bischof Wilibrord von Utrecht drei Jahre lang mit großem Erfolg. Gern hätte es der alte Wilibrord gesehen, daß Bonifacius sein Nachfolger im Bischofsamt werde; dieser aber entschuldigte sich mit seiner Jugend und der Anweisung des Papstes und kehrte 722 ins Innere Deutschlands zurück. Von dieser Reise ist uns eine kleine Geschichte aufbewahrt, welche recht zeigt,

wie Bonifacius zum herzugewinnenden Lehrer ausgerüstet war.

Als er in dem Kloster Pfalzel bei Trier über Nacht blieb, muß dem Gebrauch gemäß ein 15jähriger Schüler bei Tisch ein Kapitel aus der lateinischen Bibel vorlesen. Nach dem Lesen sprach Bonifacius zu dem Knaben: „Du kannst schön lesen, mein Sohn; aber verstehst du denn auch, was du gelesen hast?“ Der Knabe wurde verlegen und wollte das Kapitel nochmals lesen. Bonifacius aber unterbrach ihn: „So meine ich nicht; ich möchte gern wissen, ob du mir auch deutsch sagen kannst, was du gelesen hast.“ Das konnte der Knabe nicht, und nun überlegte Bonifacius den Abschnitt ins Deutsche und hielt eine deutsche Rede darüber, die alle Zuhörer tief ergriff. Am meisten wurde aber der Knabe ergriffen, der sofort erklärte, daß er mit dem Mann ziehen wolle, um die heilige Schrift recht zu lernen und, setzte er hinzu, „wenn ihr mir kein Pferd gebt, daß ich mit ihm reiten kann, so laufe ich ihm zu Fuße nach.“ Die Erlaubniß wurde ihm gegeben, und Bonifacius bildete ihn zu einem tüchtigen Lehrer heran. In Hessen begann Bonifacius seine eigentliche Missionsthätigkeit. Bei Amöneburg pflanzte er ein Kreuz auf und fing an zu predigen. Die Heiden strömten in Schaaren herbei und Viele nahmen das Wort an und ließen sich taufen, unter diesen auch zwei heffische Fürsten. Zur weitem Pflege der Getauften gründete er ein Kloster und ließ mehrere Geistliche zurück, während er weiter zog.

Da er nun die Gewißheit erlangt hatte, daß Deutschland reif zur Ernte sei, achtete er es für nöthig, daß er die bischöfliche Weihe vom Papst erlange, um die deutsche Kirche einheitlich organisiren und regieren zu können. So reiste er im Jahr 723 oder 724 zum zweiten mal nach Rom. Vom Papste wurde er auch bereitwillig zum Bischof geweiht und mit Vollmachten ausgerüstet. Dagegen mußte er aber das eidliche Versprechen geben, daß er dem römischen Stuhl gehorsam sein und auch die von ihm gegründeten oder noch zu gründenden Kirchen zu gleichem Gehorsam bringen, sowie daß er die ganze Reinheit der katholischen Lehre bewahren wolle. Damit wurde der Anfang zur Unterwerfung Deutschlands unter das Papstthum gemacht; denn Bonifacius hielt sein Versprechen mit unerschütterlicher Treue. — Wir wollen später nochmals auf diese Sache zurückkommen; jetzt wollen wir dem Gang der Geschichte folgen.

Bonifacius nahm nun seine Missionsarbeit in Deutschland wieder auf. Zunächst ging er nach Hessen. Bei Geismar in der Nähe von Friedlar stand eine gewaltige Eiche, die dem Donnergotte geweiht war. Bonifacius predigte dort den Heiden die Nichtigkeit ihrer Götzen und forderte sie auf, nicht dem Geschöpfe, sondern dem Schöpfer zu dienen. Um ihnen die Nichtigkeit ihrer Götzen recht zu zeigen, befahl er, die Donnereiche zu fällen. Kein Heide rührte sich. Da ergriff er selbst die Axt und Streich um Streich fiel gegen den Baum. Die Heiden standen sprachlos da und warteten, daß ein Donnerkeil den Frevler niederschmettern werde. Da sie aber sahen, daß ihr Donnerer kein Zeichen that, auch nicht als der Baum krachend zu Boden stürzte, da entsagten sie schaaarenweise ihren Götzen und begehrten die heilige Taufe. Aus dem Holze jener Eiche erbaute Bonifacius ein Kirchlein. — Auch anderwärts zerstörte er viele Götzenbilder

und Götzenaltäre und meist hatte es den Erfolg, daß die Heiden einfahren, daß ihre Götzen nichts seien obwohl auch zuweilen die Heiden, für ihre Götzen kämpften und Bonifacius vertrieben. — Auch in Thüringen hatte seine Arbeit großen Erfolg, so daß überall Kirchen und Klöster entstanden. Von einer dieser Missionsreisen in Thüringen wird ein schöner Zug eines kindlichen Glaubens erzählt. Eines Tages befahl er seinem Diener, das Mittagessen zuzurichten. Dieser bemerkte, daß keine Speise vorhanden sei. Darauf erwiderte Bonifacius: „Wie? Er, der sein Volk in der Wüste 40 Jahre mit Manna vom Himmel speisen konnte, sollte mir, seinem unwürdigen Diener, nicht auf Einen Tag Nahrung geben können?“ und befahl den Tisch zu decken. Da flog ein Vogel über ihnen weg, der gerade vor ihnen einen großen Fisch fallen ließ. Bonifacius dankte hierauf Gott, der ihnen ein Mahl bereitet hatte.

Im Jahre 732 wurde Bonifacius in Anerkennung seiner treuen Dienste vom Papst zum Erzbischof von Deutschland gemacht. Nun hielt er's an der Zeit, sein Werk, das sich sehr erweitert hatte, so zu befestigen durch gute Einrichtungen, daß es einen bleibenden Bestand gewinnen könne, daß die junge deutsche Kirche von Irrlehren bewahrt bleibe und daß seine Gründungen und die schon vorhandenen Gemeinden durch ein Band der Gemeinschaft umschlungen werden möchten. Mit dieser Arbeit füllte er die meiste Zeit seines noch übrigen Lebens aus. Er visitirte die Kirchen, ließ unwürdige Geistliche entfernen, bekämpfte die Irrlehrer, richtete Bischofsstühle ein und gründete Kirchen und Klöster. Im Jahre 742 wurde auf seinen Betrieb die erste deutsche Synode gehalten. Nun konnte die deutsche Kirche als eine zwar von Rom abhängige, aber in sich selbständige, dauernd begründete Kirche angesehen werden.

Als Bonifacius unter den aufreibenden Arbeiten die Kraft seines Lebens schwinden sah, hatte er die Sehnsucht, am Abend seines Lebens zu seinem Jugendberuf, der Heidenmission zurückzukehren und den Ersten, denen er das Evangelium zu bringen gedacht hatte, den Friesen, noch zu dienen. Im Jahre 754 legte er darum sein erzbischöfliches Amt nieder und zog ein mehr als 70jähriger Greis, begleitet von einer Anzahl Gehilfen wieder nach Friesland. Bei Donum wurden die Zelte aufgeschlagen. Der Herr segnete das Wort seines Boten wieder reichlich. Tausende von Heiden konnten bald getauft werden. Am 5. Juni 755 waren die Gelakten zur Firmelung bestellt. Bald hörte man Schritte; aber nicht die Christen, sondern bewaffnete Heiden kamen, um die Missionare zu ermorden. Die 52 Begleiter des Bonifacius wollten zu den Waffen greifen; er aber wehrte ihnen mit den Worten: „Ich bitte euch, meine Kinder, wendet eure Waffen nicht gegen eure Feinde. Die göttliche Lehre erlaubt uns nicht, Böses mit Bösem zu vergelten. Jetzt, da der langersehnte Tag erscheint, wo wir, erlöst von den Mühen und Arbeiten dieser Erde, zu den himmlischen Freuden berufen werden, warum wollt ihr eine so große Gnade, einen so herrlichen Lohn uns entziehen? Stärkt euch vielmehr in Gott und laßt uns mit Dank das göttliche Geschenk hinnehmen. Wenn je euch die Liebe Gottes erfüllte, wenn ihr je meinen Ermahnungen offenes Gehör lieht, so beherzigt in diesem Augenblicke die Worte unsers Herrn und

erschreckt nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten. Werfet den Anker der Hoffnung weit aus; laffet in diesem heiligen Streit euch die Siegeskrone nicht rauben; erduldet in der lebendigen Kraft des Glaubens männlich und heldenmüthig die letzte Prüfung, die uns aufbehalten ist und gehet furchtlos in den Tod aus Liebe zu dem, der für uns gelitten hat und mit dem wir uns in dem Hause des Vaters ewig freuen werden.“ Die Mörder fielen nun wüthend über sie her. Bonifacius und alle seine Begleiter, bis auf Einen, erlitten den Märtyrertod. Sein Leichnam wurde, seinem Wunsche gemäß, im Kloster Fulda, seinem Lieblingsaufenthaltsort im Leben, beigesetzt.

Das ist das Leben, die Arbeit und der selige Tod des „Apostels der Deutschen.“ Nun gibt es Viele, die an seinem Wirken und besonders an seinem engen Anschluß an Rom viel auszusetzen haben, ja die um deswillen gar nichts Gutes an seiner Arbeit sehen wollen. Was ist nun wohl von ihm und namentlich davon, daß er die deutsche Kirche an das Papstthum gefettet hat, zu halten? Bonifacius war ohne Zweifel ein eifriger, treuemeinender Christ und ächter Jünger des Herrn bis in den Tod; aber eben auch ein armer Sünder, der seine Schwächen hatte und der namentlich keine tiefere evangelische Erkenntniß hatte, als die Besten seiner Zeit. Es war kein Reformator, der vergebene Wahrheiten des göttlichen Worts ans Licht brachte, sondern ein treuer Christ, der die Wahrheit, die die Kirche seiner Zeit noch hatte, festhielt. Nun war damals die Kirche einmal äußerlich geworden. Man betrachtete sie damals mit Vorliebe als eine Anstalt zur Erziehung der Völker, mit Zuchtmitteln ausgerüstet, wie das alttestamentliche Reich. Und besser wußte es Bonifacius auch nicht. Die Gemeinden wurden vom Bischof regiert, die Bischöfe von den Erzbischöfen und diese standen unter dem Papste, als dem obersten Bischof, der seine Macht von Petro ableitete. Man verstand damals nicht, daß die Glaubenseinigkeit die rechte Einigkeit der Kirche ist und daß diese von innen heraus auch zu äußerlicher Gemeinschaft und zu gemeinsamer Wirken führt, sondern wollte umgekehrt und verkehrterweise durch äußerliche Einigkeit die innere Glaubenseinigkeit herstellen und erhalten. Da Bonifacius diesen Irrthum seiner Zeit theilte, so erklärt sich schon daraus sein Bestreben, die deutsche Kirche in gänzliche Abhängigkeit von Rom zu bringen. Dies wird aber noch entschuldbarer, wenn wir die damaligen Zeitverhältnisse im Auge behalten. Das Papstthum war entstanden, aber es hatte sich noch nicht als das Antichristenthum völlig offenbart. Den Päpsten lag das Heil der Völker noch am Herzen. Dazu waren die neubekehrten Völker im Glauben noch so wenig gegründet, es waren noch so viele heidnische Ueberreste zu bekämpfen, das Leben dieser Völker war noch so roh, daß die deutsche Kirche, wie sie war, doch nicht auf eigenen Füßen stehen konnte, sondern eine starke Leitung brauchte. Die Kirchen, die schon vor Bonifacius bestanden, waren durch Irrlehrer und unwürdige Geistliche verwüstet, so daß sich wohl begreifen läßt, daß Bonifacius seine Gründung lieber an Rom angeschlossen, als an die verfallenen Nacharkirchen. Ganz besonders darf aber nicht vergessen werden, daß Gott der Lenker der Geschichte ist, der Alles nach seinem Rath hinaus-

führt und der auch die Schwächen und Gebrechen der Menschen in seine Rechnung nimmt, um seine Gedanken wunderbar hinauszuführen. So dürfen wir wohl den scheinbar widersinnigen Satz aufstellen: Unter Gottes Fügung mußte Bonifacius die deutsche Kirche an Rom fetten, damit eben diese deutsche Kirche später von Rom frei werden, ja daß überhaupt Deutschland seine eigene Entwicklung durchmachen konnte. Da, wie gesagt, die junge deutsche Kirche noch nicht wohl selbständig bleiben konnte, so würde sie sich, wenn sie Bonifacius nicht Rom unterworfen hätte, der gallischen oder französischen Kirche angeschlossen haben. Dadurch wäre aber das Verderben in Sitten und Leben, das in Gallien bereits herrschte, auch in Deutschland eingedrungen. Deutschland und die deutsche Kirche wäre vielleicht nie von dem französischen Schlepptau losgekommen.

Uebrigens war Bonifacius nicht mit blindem Gehorsam dem Papst ergeben, sondern widerstand ihm bei manchen Gelegenheiten mit großer Freimüthigkeit. So strafte er einmal den Papst, daß er rohe Unsitlichkeiten in Rom duldet und bat ihn, sie abzustellen. Ein andermal beschwerte er sich über die hohen Taxen, die in Rom für geistliche Würden gefordert wurden. Wieder einmal, daß der Papst in ein fremdes Amt gegriffen habe.

V.

Am Rande des Abgrunds.

Nach M. Claudius.

(Fortsetzung.)

Waren solche Reden seiner Mutter nicht wirklich entsetzlich schwer zu ertragen? Aber schlimmer noch waren Isen's Fragen:

„Wann er denn eigentlich studire?“ Und am schlimmsten die stummen Fragen ihrer Augen, die er nur zu gut verstand. „Du meinst doch nicht etwa, daß Du ein wirklicher Künstler bist oder wirst, so lange Du Dich mit einem bunten Einfall begnügst, oder hie und da von fremden Bissen zu naschen verstehst?“ —

Was sich das einfältige Gänschen vom Lande eigentlich einbildete!!

Aber damit hatten die Beiden noch nicht genug! Sie rümpften auch die Nase über ihren Ausgangskreis. Der war ihnen zu frei — die gar frivol und was dergleichen Dinge mehr waren. Octavie lachte und spottete solche Aeußerungen hinweg, sie hatte ein leichteres Gemüth, und dann war es nicht ihre Mutter. Aber ihn kränkte es mehr, als er sagen konnte. Lächerlich war ihm nur, wenn die Mutter nach kleinstädter Art genaue Buchführung verlangte und wissen wollte, ob seine Ausgaben auch seine Einnahmen nicht überschritten. Für so entgegenge-setzte Naturen liebte es sich aus der Ferne am besten. Es war gut, daß heute der letzte Tag war. Frau Flug küßte ihr schlafendes Entelchen zum letzten Mal, heiße Tropfen fielen aus ihren Augen auf sein kleines Angesicht. Ihr Mutterherz hatte sich im Hause ihres Sohnes verwaist gefühlt, gleich wie ihres Sohnes Sohn ihr als ein Waislein erschien. Ach, sein Vater und seine Mutter hatten ja nur Zeit für sich, oder vielmehr für ihren eifren Ruhm!

Daß Gott es bessere und ihnen Allen gnädig sei.

IV.

Hast du es auch schon erfahren, wie eilig die Welt vergift? Wie schnell ein leerer Platz sich ausfüllt? Wie bald die Todten ihre Todten begraben?

Komm in eine große Stadt. Frage wen sie heute bewundernd preist und frage nach fünfzehn Jahren wieder nach ihm, und sie wird Dir seinen Namen nicht mehr nennen oder doch achselzuckend sagen:

Weißt Du denn nicht, daß seine Weisheit längst zur Thorheit worden ist? daß seine Macht Ohnmacht, sein Glanz erborgter Schimmer war? Es fragt Niemand mehr nach ihm, und gleichgültig ist, ob er gestorben und verdorben. — So war's auch Philipp und Octavie geschehen. Ihr Stern war untergegangen. — Wenn das Flug'sche Künstlerpaar nicht zu eitel und eingebildet gewesen wäre, und seine äußeren und inneren Mittel so kolossal überschätzt hätte, so hätte es klüglig bei Zeiten an einen Rücktritt gedacht, und sich vielleicht in einer kleineren Residenz noch eine ganz anständige Existenz erworben — so aber hatte sein vergebliches Ringen, sein anspruchsvolles Auftreten Vieles für dasselbe unmöglich gemacht. Solche Eintagsfliegen im Leben und in der Kunst nahmen die Welt nie, wie sie wirklich war, sondern wie ihr eitles Herz sie sich träumte. Das war ein großer Fehler, dessen Folgen sie natürlich ganz allein zu tragen hatten. Die Gesellschaft wusch ihre Hände in Unschuld.

Es war Winter. Schneidend scharf blies der Nordwind durch die Straßen einer mittelgroßen Provinzialstadt. Der Mann, der dort mühsam dem Sturm entgegen kämpft, ungenügend gegen die Kälte geschützt, mit hohlen Wangen und kurzem, schwerem Athem — war Philipp Flug. Wer ihn vor zehn Jahren gekannt, jung, schön, selbstbewußt, hätte ihn in dieser verfallenen Gestalt nimmer wieder erkannt. Er war nur noch die Ruine seines ehemaligen Selbst. Seine äußere und innere Kraft war gebrochen. Seine wirklichen und eingebildeten Reichthümer hatten sich in lauter Armuth verkehrt. Er hatte unfagbar gelitten. Erst das verzweiflungsvolle Ringen um das einmal Befessene, das ihm doch jeden Tag mehr unter den Händen verschwand, und ihm immer deutlicher zeigte, daß es nicht sein eigenster Besitz gewesen, daß er sich wirklich mit fremdem Reichthum geschmückt, daß er kein wirklicher Künstler, sondern nur ein armer Dilettant gewesen — und dann der gänzliche Zusammenbruch, wo die Seifenblasen sprangen, wo alle Herrlichkeit in Nichts verfliegen war. Ließ er sich abermals durch leeren Schein blenden, daß er es als ein Glück pries, daß sein Weib so sehr Oberfläche war, daß selbst die Tiefe ihres Falles sie nicht unten halten könnte? Nach einer Fluth von verzweiflungsvollen Thränen hatte Octavie ihren Gatten zu einem neuen Versuch fortgerissen. Waren sie Dilettanten, wie die undankbare Welt sie jetzt nannte, nun, so wollten sie auch Dilettantenkünste brauchen: Flitter, Schmuck, glänzenden Schein. Philipp konnte unmöglich verlangen, daß sie demüthig, gleich einer Bettlerin, in das Pächterhaus seiner Eltern zöge, sie, das Kind des Herrenhauses, nein, nimmer. War ihr Gut dahin, ihr Glanz ausgelöscht, so fand sich Beides vielleicht wieder, wenn sie ihren Flug niedriger richteten. So waren sie denn von der großen Schaubühne auf die kleinere getreten — immer mehr abwärts den Flug nehmend. Octavie wußte freilich selbst noch von solchem elenden vaga-

bondirenden Künstlerleben den Schaum zu schöpfen, und auf Stunden zu vergessen, von welcher Höhe sie schon herabgestiegen — aber für ihn war trotz aller Mühe ein Vergessen nicht mehr möglich. Es nagte zu qualvoll in seiner Seele. Für ihn war seine Jugend ein zu scharfer Ankläger, die vergendeten Jahre, sein jetziges elendes Leben, beide zeugten gegen ihn, und doch stieß er die treue Hand seiner Eltern, und als der Vater gestorben, auch die der Mutter zurück. Ach, er war eben ein elender, verlorener Mensch — und gut, daß sich auch die Augen seiner Mutter schlossen, noch ehe sie seine ganze Verlorenheit erkannt! Nach ihrem Tode ging's denn auch immer mehr bergab; bis sie sich endlich in der tiefsten Tiefe des Elendes fanden. Eine schwere Krankheit hatte Octavie ergriffen. Sie ließ ihr das Leben, aber sie nahm ihr den letzten Rest ihrer Schönheit und den letzten Rest ihrer Stimme, und damit ihr Alles. Jetzt war der Freudenbecher bis auf den letzten Tropfen geleert; jetzt konnte sie sich nicht mehr betäuben und nicht mehr sich täuschen. Zerbrochen lag sie da, unfähig zum Leben und zum Sterben — gegen Mann und Kinder. Sie sah nicht, wie seine Wangen bleicher, sein Husten hohler wurde, wie ihre Kinder verwelkten gleich Pflanzen, denen Luft und Licht fehlt — wie Hunger und Noth immer lauter an ihre Thür pochten, wie seine Kräfte schwanden und damit das letzte Stückchen Brod, das er durch Clavierunterricht gewann. Sie vegetirte nur noch. —

Philipp hatte seine Wohnung erreicht; eine kleine Erkerwohnung drei Treppen hoch, die durch nichts als durch ihre Unordnung an seine einstige glänzende Behausung erinnerte. Sein Knabe öffnete ihm. — Er warf sich erschöpft und vor Frost schauernd auf einen Stuhl.

„Octavie, Ihr habt es kalt hier,“ sagt er, den düsteren Blick auf sein Weib richtend, das auf dem Sopha lag, in ein altes Shawtuch gehüllt, die gleichgültigen starren Augen halb geschlossen. —

Ach, wie wenig war sie noch die Octavie der alten Tagen!

„So? Ja wohl, ich hab's schon lange kalt,“ sagte sie in dem müden Ton eines eigenwilligen Kindes, das man in seiner Ruhe stört, und das Antlitz der Wand zurecht, wickelte sie sich fester in ihr Tuch.

Ein bitterer, verbitterter Ausdruck zeigte sich auf seinem Antlitz, das Wort, das seinen Lippen entfuhr, klang fast wie ein Fluch.

Da berührte ihn sein Sohn mit der kleinen mageren Hand. „Msta friert auch, Vater, aber wir haben kein bißchen Kohle mehr, und das Brod ist alle: ach, und Msta'n hungert so sehr.“ —

„So?“ fragte er, wie vorhin seine Frau, aber als er sein kleines Mädchen im Ofenwinkel erblickte, so blaß und elend und mit so schmerzlichen verzogenen Zügen, da zuckte ein wilder Schmerz auch in den seinen auf.

„Es ist heut erst Montag. Wo ist das Geld, das ich Euch Sonnabend gab?“

Seine Stimme klang rauh.

„Der Bäcker hat's, und der Kaufmann, und —“

„Und —“

„Ich mußte Mama eine Flasche Champagner holen.“

„Champagner! Octavie, während Deine

Kinder hungerten und froren, trankst Du Champagner?“

Sie richtete sich auf und starrte ihn an.

Sein schriller markerschütternder Ton hatte sie aufgerafft. Bange, angstvoll sah sie in sein furchtbar bleiches und entstelltes Angesicht, und endlich füllten große, schwere Tropfen ihre Augen.

„Habe ich das wirklich gethan?“ fragte sie fast furchtsam. „Ich wollte es nicht, Philipp, ich wollte es ganz gewiß nicht. Ich wollte nur alle Sorgen, die bittere Qual hier vergessen. Aber ich konnte es doch nicht. Ich trank nicht den Schaum, ich trank die bittere Gefe. — O, sieh mich nicht so hart an, Philipp. Wenn ich Unrecht that, so thue Du besser. Gib mir den Trank, der mich auf ewig stille macht!“

Sie streckte sehnend beide Hände nach ihm aus:

„Philipp, habe Mitleid mit Dir und mir und unseren Kindern! Philipp, endige die Qual!“ —

Er schauerte wieder in sich zusammen.

Sie hatte Recht. Warum es noch länger tragen? Warum vor einer That zurückbeben, die ein langes Leid in einen kurzen Streit wandelte? Warum? Seine riesengroße Schuld erdrückte ihn so wie so — also muthig die andere riesengroße dazu gehäuft. — Er bewahrte dann auch vielleicht seine armen Kinder vor Sünden und Schanden.

„Sei still, Octavie,“ flüsterte er heiser. „Es soll geschehen. Aber nicht so, mit diesem entsetzten Antlitz, nicht umgeben von unseren hungernden und frierenden Kindern. Laß uns noch einmal lachen, und auf unserem letzten Concert Spieler und Hörer zugleich sein. Ha, ha, lache doch, Octavie! Kinder, was seht Ihr mich so starr an? Ich lache wirklich — ha, ha. Lacht doch auch. Ich hole Torten und Wein und süßen Kuchen. Wartet nur noch ein Weilchen und das Abschiedsconcert beginnt.“

Er lachte grell und unheimlich, und dann ging er schwankenden Schrittes hinaus.

Ha, ha!

Als er gegangen, sprang Octavie empor. Ein wildes Feuer brannte in ihren Augen. Seit Monaten hatte sie kaum durch das Zimmer zu schleichen vermocht; jetzt flog sie durch den Raum und eifertig suchten ihre Hände in Schränken und Kiste.

Als der bunte Flitterkrum vergangener Tage — Flor, Blumen, Bänder, — legte sie sich an. Sie schmückte sich zu ihrem letzten Auftreten — ha ha! Dann stellte sie sich vor den Spiegel.

Ha ha!

Er zeigte ihr eine Caricatur ihres ehemaligen Selbst. Ein abgeblühtes, häßlich herausgeputztes Weib.

„Mutter, was ist's?“ fragte Unico, und sein ernster, erschrockener Kinderblick ruhte fast voll Grauen auf der verwandelten Mutter.

„Was es ist, Knabe? Hast Du noch nie gehört, daß, wenn die Zeit gekommen ist, wo die belagerte Feste fallen muß, ihre Krieger sich schmücken als zu einem Fest und klingenden Spiels in den Tod gehen? So thuen wir jetzt auch. Darum schmücke Dich, mein Sohn. Und Du, Msta, kleiner Stern, sollst ein strahlend Englein werden, noch ehe die Welt Zeit hat, Dich als Sternschnuppe zu behandeln und sich Deines Falls zu freuen.“

Aber das arme kleine Mädchen wich tiefer in ihre Ecke.

„Ich will mich nicht pudeln. Ich hungere und friere so sehr!“

„Ach ja, ich vergaß, Liebchen. Unico, mache schnell ein lustiges Feuer an, daß unser Herzblättchen Wärme hat. — Du hast kein Holz? Ei, so nimm doch diese Kiste. Wir brauchen Sie nicht mehr. Wir treten unsere letzte große Reise ohne Bagage an.“

Unico gehorchte, und bald prasselte ein lustiges Feuer im Ofen. Es weckte Asta's erkochende Lebensgeister. Willig ließ sie sich jetzt ausputzen. Es war so neu und seltsam, daß die Mutter mit ihr kändelte und ihr süße Namen gab. Und jetzt sang sie sogar. Wie lange hatte die Mutter nicht gesungen! Aber ihr Lied klang seltsam, in klagend fremdartigen Tanten. —

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Negermission.

(Schluß)

Mehrere Tage hinter einander besuchte Miss. D. die umliegenden Plantagen, und Abends predigte er. Auf etlichen Plantagen wurde das Wort sehr begierig aufgenommen. In einer Kirche wurde auch noch eine Collecte für ihn erhoben, welche \$1.95 betrug. Er macht noch die Bemerkung hierzu: In dieser Kirche sollte ich später jedenfalls wieder predigen. N. B. Dieselbe steht etwa 4 Ml. westlich von New Carthago.

Am 4. Febr. schreibt Miss. D. also: Heute besuchte ich eine gottselige Negerfrau auf der Plantage, die schon 12 Jahre schwer am Rheumatismus litt. Ich fand sie einsältig und ergeben in Gottes Willen, daß ich mich sehr über sie freuen konnte. Abends hielt ich eine Art-Abschiedspredigt auf der Plantage des Herrn Perkins, die Versammlung war recht zahlreich und hörte meiner Predigt aufmerksam zu. Nach dem Gottesdienst wurde eine Collecte erhoben von \$2.15. Man wünschte mir guten Erfolg und sprach die Hoffnung aus, mich wieder zu sehen und zu hören. So theilnehmend wie in dieser Gegend habe ich die Neger nirgend anderswo gefunden, ausgenommen etwa die Wenigen in Perry Co. Mo.

Am 5. Febr. ging D. nach New Carthago, wo er einen Brief von Herrn Perkins vorfand, in welchem er auf mehrere andere Plätze in der Gegend aufmerksam gemacht wurde. Schon hatte er einen Nachen bestellt, um 7 Ml. stromabwärts zu fahren, als er durch zwei eben angekommene Neger bewogen wurde, mit ihnen nach der Mississippi-Insel Davisent zu fahren. Auf dieser Insel sind mehrere Plantagen. Die beiden Neger führten ihn zu ihrem Herrn, der ihn sehr freundlich aufnahm, ihm auch ein Pferd ließ, um auch die andern Plantagen besuchen zu können. Hier befindet sich auch die ehemalige Plantage des Expräsidenten der Südstaaten Jefferson Davis. Der Miss. predigte etwa 6 Mal auf den verschiedenen Plantagen der Insel, wurde überall, sowohl von den Plantagenbesitzern, wie auch von den Negern sehr freundlich aufgenommen und bewirtheet. Die Predigten wurden ziemlich gut besucht und begierig gehört; auch wurde der Miss. gebeten wieder zu kommen. Am 13. Febr. begab er sich auf die 7 Ml. südlich von New Carthago belegene Sommerfeld Plantage. Auf dieser und einer ganzen Anzahl benachbarten Plantagen hielt

er sich etwa 2 Wochen auf, predigte viel, meistens vor zahlreichen und sehr aufmerksamen Zuhörern. Auch die Weißen erklärten, daß sie einem protestantischen Missionar in jeder Beziehung behülflich sein würden, doch dürfe derselbe niemals völlig als mit seines Gleichen mit den Negern verkehren. Sie sagten: If you want to be successful, you must be like a king among them. (Wenn Sie erfolgreich sein wollen, müssen Sie wie ein König unter ihnen sein.) Ueber die beiden Counties Tensas Parish und Madison Parish sagt Miss. D.: Im Ganzen nehme ich aus dieser Gegend die Ueberzeugung mit hinweg, daß wir hier eine Missionsstation errichten sollten. Nach meiner festen Ueberzeugung sollten für diese beiden Counties sobald als möglich zwei Missionare angestellt werden. Der Heiland sandte seiner Jünger zwei und zwei, und in der Apostelgesch. finden wir dasselbe wieder. Was mich betrifft, so bin ich mit Leib und Seele Negermissionar und will es bis an mein Ende gerne bleiben. Ja ich danke meinem Gott und Heiland, daß er mich würdigt, diesen armen, verachteten und tiefgehinkenen Negern das reine, süße und seligmachende Evangelium zu predigen. Wenn ich zurückblicke wie der Herr mich die ganze Zeit meines Lebens geführt hat, so möchte ich vor Freunden jauchzen: „O, du großer Gott, wie kannst du einem so großen Sünder so große Gnade erweisen.“ Siehe Psalm 103. Das Evangelium von Jesu Christo dem Gekreuzigten hat mich der Vergebung meiner Sünden und des ewigen Lebens gewiß gemacht, so daß ich einer der glücklichsten Menschen bin, die der liebe Gott auf seinem Fußschemel herumlaufen hat. Darum bekenne ich mit Paulo: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes selig zu machen an die daran glauben. Darum soll auch die Predigt des Evangeliums meine einzige und meine letzte Arbeit auf Erden sein, Gott gebe, um Christi willen. Amen, Amen, Amen.“

Am 28. Febr. schreibt Miss. D. aus St. Joseph, La. Heute erfuhr ich durch Unerredung wieder mancherlei, was mich überzeugt, daß unsere Arbeit unter den Negern sehr nöthig ist und voraussichtlich mit großem Segen gekrönt werden wird. Nach dem Zeugniß einsichtsvoller Neger slobt herrscht ein wahres Heidenthum unter ihnen. Etwa die Hälfte aller Neger in dieser Gegend lebt in wilder Ehe. Die Prediger gehen darin mit bösem Beispiel voran. Sie haben überall ihre „Schwestern“, mit denen sie Hurelei treiben und Kinder zeugen. Am schlimmsten sind die 2 apitisten. Diese sind die unwissendsten und lasterhaftesten. . . Die Unwissenheit der Neger ist erschrecklich. Die Prediger berufen sich oft auf allerlei „Bibelstellen“, die nirgends in der Bibel zu finden sind. Von den Befehrten fordern sie allerlei unmögliche und unglaubliche Dinge; sie müssen in der Hölle und im Himmel gewesen sein, und allerlei Wunderbares gesehen, gehört und vernommen haben. . . oder sie werden als unbekehrt zurückgewiesen. . . Die Neger welche mit den Deutschen bekannt sind, haben großes Vertrauen zu unserm Volke. . . Es wäre wahrscheinlich leicht möglich, hier eine lutherische Negergemeinde zu gründen. Heute Abend predigte ich vor einer großen Menge Zuhörer. In den folgenden Tagen predigte der Missionar noch mehrere Male in der Umgegend vor mehr oder weniger Zuhörern. Ein junger schwarzer Methodistenprediger,

den der Missionar kennen lernte, und dem er den Tractat „The ev. luth. Church“ zu lesen gab, erklärte nach Lesung desselben, wenn er wüßte, daß es eine Kirche gäbe welche allein die wahre Kirche sei, und zu welcher zu gehören alle Menschen verpflichtet seien, so wollte er sich derselben sofort anschließen. Dieser junge Mann schien unserm Missionar der aufrichtigste Methodist zu sein, mit dem er je zusammentrat.

Am 8. März kam Miss. D. nach New Orleans, La. Unter den Briefen, die er dort vorfand war auch ein deutscher Brief des Neger Lehrers Alexanders in Pitile Rock, in welchem derselbe seine Freude über unsere Sonntagsschule in N. N. ausdrückt und berichtet, daß dieselbe 56 Kinder zähle.

Nachmittags und Abends nahm unser Miss. an der gerade stattfindenden Pastoral- und Lehr-Conferenz Theil, welche ihm um so lieber und köstlicher war, da er seit längerer Zeit die kirchliche und brüderliche Gemeinschaft hatte entbehren müssen. Sonntag den 10. März predigte er deutsch in der Kirche des Herrn L. Tirmenstein und nahm Theil am hl. Abendmahl. Abends besuchte er einen Negergottesdienst, und am Montag Abend hielt er in der Kirche des Herrn B. Baumann einen Vortrag über seine bisherige Missionsthätigkeit. Denselben Abend versammelte sich der in New Orleans in unsern Gemeinden bestehende Missionsverein und erklärte, daß N. D. jedenfalls ein fruchtbares Feld für Negermission sei. Es wurde ein beratendes Missionscomite gewählt, auch meldeten sich einige Gemeindeglieder, welche bereit waren in Neger-Sonntagsschulen als Lehrer zu dienen. Nachdem sich Miss. D. in den nächsten Tagen ein wenig in N. D. orientirt hatte, predigte er eines Abends in einer Negerkirche vor einer zahlreichen Versammlung, die aber nicht den besten Eindruck machte. Am folgenden Sonntage predigte er Vormittags in der Kirche des Herrn Past. Möbinger. Nachmittags und Abends in verschiedenen Negerkirchen. Die Neger schienen schon mehr Interesse zu gewinnen. In Bezug auf die Neger brachte der Missionar D. folgendes in Erfahrung:

Im Staate Louisiana giebt es 369,000 Neger. In N. D. allein 85,000. Die Katholiken machen keine Fortschritte unter den Negern, im Gegentheil, viele Neger verlassen die katholische Kirche und gehen zu den Protestanten über. In einer Ward in N. D. giebt es 11,000 Neger, von denen nur 500 Englisch reden können — die andern nur Französisch. Hier sollten wir einen französisch redenden Missionar haben, da bis jetzt noch kein protestantischer Missionar unter diesen Leuten arbeitet und auch die Römischen sich wenig um sie bekümmern. Vom 19. bis 31. März predigte Miss. D. nicht weniger als 10 Mal in verschiedenen Negerkirchen; in und bei N. D. Fast überall hatten sich zahlreiche Zuhörer eingefunden, welche aufmerksam zuhörten und den Miss. mit Bitten bestürmten, sie wieder zu besuchen und ihnen zu predigen. Sonntags den 31. März predigte er in folge erhaltener Einladung in der deutschen luth. Kirche in Algiers. Nachmittags wurde die Neger-Sonntagsschule in New Orleans mit 2 Schülern eröffnet in einer alten Gerichtshalle, und Abends noch in einer Negerkirche gepredigt.

Von Weißen und Schwarzen wurde unserm Miss. wie erholt bezeugt, daß seine Predigten tiefen Eindruck machten. Manche Neger äußerten: „Die-

ser Mann sollte unter uns bleiben." Einer bezugte: „Die Leute können gar nicht aufhören von Ihrer Predigt zu reden.“ Da wieder Einladungen an Miss. D. ergingen, so predigte er auch in den nächsten Tagen in verschiedenen Negerkirchen. Es möchte auffallen, daß er als luth. Miss. in den Kirchen der verschiedenen reformirten Secten predigt, doch thut er solches immer nur auf an ihn ergangene Einladung und nicht ohne es in der Predigt zu betonen, daß er ein Miss. der ev. luth. Kirche sei und ihnen zeigen wolle, was ein luth. Christ glaube, lehre und bekenn. Hausbesuche macht er auch nur bei solchen Negern, die keiner kirchlichen Gemeinschaft angehören, es sei denn, daß er besonders von Jemand dazu aufgefordert wird mit ihm zu reden und ihn zu besuchen.

Leider war in N. D. lange kein Lokal für eigene Gottesdienste zu finden, bis es endlich der unermüdeten Anstrengung vieler lieben Brüder aus unsern Gemeinden gelang, die alte „Seemanns-Heimath“ für Predigt und Sonntagsschule zu bekommen. In diesem Lokal wurde die Sonntagsschule am 7. April mit 36 Schülern begonnen und Abends vor 30 Zuhörern gepredigt. Auch an mehreren Abenden in der folgenden Woche wurde gepredigt. Außerdem predigte Miss. Doescher infolge erhaltener Einladung in mehreren Negerkirchen vor einer großen Zuhörerschaft, welche das Wort mit Freuden aufnahmen. Am Sonntag den 14. April predigte er in „Seamans Home“ vor etwa 50 Zuhörern, Nachmittags war Sonntagsschule mit 62 Schülern und Abends wieder Predigt vor einer großen Versammlung. Diese Halle ist gerade in einem Theile von N. D. der für unsere Mission sehr passend ist, weil es hier noch viele Neger giebt, die noch als Heiden anzusehen sind. Es wäre sehr gut, wenn wir hier recht bald eine Wochenschule eröffnen könnten. Einstweilen werden die lieben deutschen Brüder die Sonntagsschule fortsetzen. Herr Denthall wurde zum Superintendent der Sonntagsschule erwählt, die Herren Lehrer Steinmayer und Hüttmann (?) werden abwechselnd Katechesen halten; Herr Lehrer Regner wird ebenfals helfen. Bis Mitte May war die Schule bereits zu 156 Schülern, darunter 35 Erwachsene, angewachsen. Man beabsichtigte noch in einem andern Distrikt von N. D. eine zweite Sonntagsschule einzurichten unter Leitung der Herren Lehrer Sauer und Köhette. (?)

Am 16. April verließ unser Miss. D. New Orleans und begab sich zunächst nach Moß Point, 100 Mi. von N. D. auf dem Wege nach Mobile. Seit dem hat er Alabama und Florida durchreist, und an manchen Orten gepredigt. Schon in N. D. wurde ihm gesagt, daß er sonderlich in Florida noch viele ganz heidnische Neger finden werde. Was er in den letztgenannten Staaten nach seiner Abreise von N. D. ausgerichtet hat, wollen wir, so Gott will, das nächste Mal berichten. Jetzt sei nur noch erwähnt, daß wir in Little Rock, Ark. eine eigene Kirche bauen müssen, in welcher auch zugleich Schule gehalten werden wird. Das würde denn die erste evangelisch-lutherische Negerkirche in Amerika sein. Wer will sein Scherflein beitragen und so mithelfen, diese erste Negerkirche des reinen Wortes und Sacraments bauen?

Zur Auftrage der Missionsbehörde der ev. luth. Synodalconferenz.

E. F. W. S a p p e r, Secr.

Die Chiliaften. Ueber die christliche Freiheit in Bezug auf Gemeinde-Verordnungen.

Vierter Bauernbrief.

Von Hans Buschbauer.

Lieber Jochen!

Deinen letzten Brief habe ich erhalten; ich will denselben auch sofort beantworten, obgleich ich aus einem Briefe, welchen deine Anna = Marie an meine Grette geschrieben hat, bereits gesehen habe, daß euer kleiner Junge in eurem Hause durch deinen Herrn Pastor getauft worden ist, und du somit über den größten Theil deines Wirrwarrs hinaus bist.

Anna Marie schreibt, das Kind sei unpaß geworden, da habe man in aller Eile den Herrn Pastor holen müssen, um dasselbe zu taufen; die Frau Pastorin und der alte Jochen hätten dabei zu Gebatte gestanden, und der Junge habe in der heiligen Taufe den Namen Hans erhalten.

Es freut mich herzlich, daß der liebe Gott durch die Krankheit des Kindes diese Sache, bei der mir schon die Angst gekommen war, zum rechten Ende gebracht hat; um so mehr, als die Anna Marie schreibt, der kleine Hans sei nun schon wieder ganz gut zu Wege. Die Grette meinte dabei, der treue Gott führe uns gar oft über die Kreuzesstoppeln auf die rechte Straße; ich glaube, sie hat Recht, die Grette.

Als dein Brief ankam, war, zum großen Glück, unser Better August aus Milwaukee bei uns auf Besuch, sonst hätte ich dir über die Chiliaften, die dir so viel unnöthige Kopfschmerzen gemacht haben, keinerlei Auskunft geben können. Als ich, beim Vorlesen deines Briefes, an die Stelle kam, in der dein Jung = Jochen seine Meinung abgiebt über die Chiliaften, sprang Better August mit einem großen Sage vom Stuhle auf, tanzte im Zimmer umher, wie wenn ihn eine Hummel gestochen hätte, und hielt sich den Bauch vor Lachen. Par-dank! da lag mein schöner Porzellankopf mit dem köhner Dom aus meiner Sonntagsspeise in Scherben auf der Erde; Better August sprang aber unbekümmert weiter, und brummte sich dabei etwas in den Bart, das wie Simpel lautete. Das war mir doch anzüglich, und ich gab ihm zu verstehen, daß es mir nicht einerlei sei, meines Bruders Sohn Simpel genannt zu hören. Better August erklärte mir nun, daß er nur einen lateinischen Ausdruck gebraucht habe, der zu deutsch etwa so viel heiße als „heilige Einfalt“: er wollte auch den Jung-Jochen, der bei dem Herrn Candidaten ein schön Stück Wissenschaft gelernt zu haben scheint, gar nicht zum Simpel machen. Better August stopfte sich nun den Nasernkopf vom seligen Großvater und erzählte uns, was es mit den Chiliaften für eine Bewandniß hat, und so viel ich davon behalten habe, will ich dir nun schreiben.

Das Wort Chiliaft stammt, wie Better August sagt, aus dem Griechischen; in dieser Sprache bedeutet chilia so viel als tausend. Solche Leute nun, die da glauben, das tausendjährige Reich, in welchem Christus mit der Schaar seiner Gläubigen hier auf der Erde tausend Jahre lang regieren werde, während der Teufel in Banden geschlagen liegt, sei im Anzuge, und werde nach Ablauf von zweitausend Jahren nach der Geburt Christi seinen Anfang nehmen, nennt man Chiliaften; die Lehre

selbst den Chiliaasmus. Du siehst also, lieber Jochen, daß dein Herr Pastor weder an die Bewohner des Landes Chili, welches in Südamerica liegt, noch an den seligen Mathias Claudius, den man auch wohlasmus nannte, und der, wie Better August uns erzählte, zu Wandsbeck bei Hamburg wohnte, gedacht hat.

Alles habe ich nicht recht einnehmen können, was Better August über die Chiliaften sagte, aber so viel ist mir klar geworden, daß dabei so eine Art von Schwärmerei ist, von der die rechtgläubige Kirche nichts weiß; ein einfältiger Christ braucht sich den Kopf nicht damit zu zerbrechen; im Katechismus ist auch kein Wörtlein zu finden. Better August meinte auch, man müsse sich vor solchen Schwärmereien in Acht nehmen, man käme dadurch zuweilen in sehr unangenehme Gesellschaft; auch die gottlosen Mormonen, von denen du wohl gehört haben wirst, predigten besonders diese Lehre, und nannten sich „die Heiligen der letzten Tage.“ Sind mir schöne Heilige! Der Chiliaasmus gehört also auch zu den Abwegen, von denen ich dir neulich schrieb, und somit hätte dein Herr Pastor schon die Pflicht, davor zu warnen, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt; ob er aber eine ganze Predigt dazu verwenden sollte, ist mir nicht recht klar.

Better August sagt, die Herren Studenten werden auf der hohen Schule in diesen und anderen Dingen, die zur Gottesgefahtheit gehören, von den Herren Professoren unterrichtet; nun kommt es wohl einmal, daß so ein Herr Student von einer solchen Lehre einen besonders tiefen Eindruck bekommt; kommt er nun später ins Amt, so geschieht es wohl, daß er daraus so eine Art Steckenpferd macht, das sehr häufig aus dem Stalle muß, ob es immer genau paßt oder nicht. Der junge Herr Pastor giebt eben seinen persönlichen Gefühlen den gehörigen Ausdruck. Das, meint Better August, sei auch so ein Hörnchen, das bei den jungen Herrn Pastoren gar nicht selten zu finden sei.

Ich muß dich aber auch dringend bitten, doch künftig in allen solchen und ähnlichen Fällen, deinen Herrn Pastor unter die Augen zu treten und um Auskunft zu bitten. Er giebt dir solche Auskunft sehr gern, und wird sich gewiß freuen, wenn du ihn recht häufig fragst.

Ich kann's mir lebhaft vorstellen, daß die Angelegenheit mit der Taufe dich in rechte Verwirrung gebracht hat.

Da hier zu Lande, — Gott sei Dank! — die Gemeinden frei und ohne Vormundschaft dastehen, so muß auch jede Gemeinde ihre Angelegenheiten selbst ordnen, und es ist nothwendig und passend, daß von den Gemeindegliedern gewisse Gesetze und Vorschriften gemacht werden, nach denen man sich zu richten hat; schon um des Wortes willen: Laßet Alles ordentlich bei euch zugehen. Wie nun in dieser Welt alles man unvollkommen und schwach bestellt ist, so ist dieses, leider, auch bei den meisten Gemeinde-Verfassungen der Fall, und ist dadurch schon mancher Wirrwarr entstanden; ja, manche vielversprechende Gemeinde ist durch so ein Schriftstück vollständig zersprengt und zu Grunde gerichtet. Schlimm ist es, wenn man, wie solches gar häufig vorkommt, wenigstens keine böse Absicht dabei zu Grunde liegt, durch gesetzliche Anordnungen und menschliche Weisheit allen künftigen möglichen und unmöglichen, wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen, Vorkommnissen schon im

voraus Ziel, Damm und Schranken setzen will. Aus solch menschlicher, gesellicher Eitelkeit gehen dann die unendlich weitschweifigen Statuten hervor, die häufig mehr Uneinigkeit veranlassen als verhindern. Man könnte so eine ganze Gemeinde-Verfassung in einen einzigen Satz zusammendrängen, in welchem die Glieder ihr Glaubensbekenntniß aussprechen, und sich den Aussprüchen der heiligen Schrift in kindlichem Gehorsam unterwerfen. Das wäre eine Muster-Verfassung.

Ich kenne Eure Gemeinde-Verfassung nicht, kann also nur über solche Punkte sprechen, die du in deinem Briefe berührst. Der Satz, nach welchem kirchliche Handlungen nur für solche im Gotteshause vollzogen werden dürfen, die regelmäßige Gemeindeglieder sind, ist sicher nicht auf dem Acker der christlichen Liebe gewachsen.

Sollte sich eine christliche Gemeinde nicht recht herzlich freuen, wenn so ein Kindlein, unter ihrer Fürbitte, hinzugehan wird zu der Gemeinde der Heiligen? Wozu bauen wir überhaupt Kirchen? Wozu bilden wir christliche Gemeinden? Damit Christi Reich komme, wachse und zunehme auf Erden; damit Sein Reich besonders zu uns komme, bei uns wachse und zunehme. Wenn nun in der heiligen Taufe unser himmlischer Vater dem Kindlein seinen heiligen Geist giebt, so kommt Gottes Reich zu uns, und wir sollten zu solch seliger Handlung gern und freudig Thor und Thüren unserer Kirchen öffnen, ohne zu fragen, ob die Eltern des Täuflings obentliche Gemeindeglieder sind; denn das heißt ja, in den meisten Fällen, Gott sei's geklagt, im Grunde nichts anders als, ob sie auch zur Bestreitung der Gemeinde-Unkosten ihren Theil regelmäßig beitragen!

Was den anderen Punkt der Gemeinde-Verfassung betrifft, nach welchem, wie du schreibst, die Beisteuer zur Deckung der Gemeinde-Unkosten gleichmäßig, nach Familien, ohne Berücksichtigung des Vermögens, erhoben wird, so verstößt dieses Verfahren gar arg gegen die Billigkeit und die christliche Liebe.

Jedes Glied der Gemeinde muß und wird zugeben, daß es seine Pflicht ist, seinen Theil beizutragen, um die nothwendigen Kosten zur Erhaltung von Kirche und Schule und zur Vinderung der Noth von etwaigen Armen in der Gemeinde zu bestreiten; das Wieviel richtet sich nach den Vermögensverhältnissen der verschiedenen Mitglieder, und muß der christlichen Liebe des einzelnen überlassen bleiben. Wir lesen ausdrücklich im zweiten Corinthher Briefe, Cap. 6 v. 7: Ein Jeglicher nach seiner Willkühr, nicht mit Unwillen, oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Freilich muß der Einzelne sich dann streng vor Gott prüfen, ob er auch seine Schuldigkeit thue, damit sein Gewissen unverseht bleibe.

Was würde man von der Obrigkeit denken, wenn sie die Steuern gleichmäßig unter die Bürger vertheilen wollte; das heißt, von einem armen Arbeiter, der nur nothdürftig den Lebens-Unterhalt der Seinen durch saure Arbeit erringen kann, einen eben so großen Beitrag zu den Landessteuern verlangen wollte, als etwa von einem reichen Manne, der in aller Bequemlichkeit von seinen Zinsen, Renten, oder sonstigen Einkünften lebt? Oder, wenn ein armes Bäuerlein, das zehn Acker Land besitzt, davon eben so viel Steuern bezahlen

sollte, als sein reicher Nachbar, der vielleicht eine Farm von fünfhundert Acker hat? Wäre das billig und gerecht? Was meinst du, lieber Jochen?

Wegen des alten Jochen, deines Gevatters, brauchst du dir aber keine Sorge machen; ich will herzlich gern den auf ihn fallenden Beitrag übernehmen, und rechne mir das zur Ehre an; wissen soll er's aber nicht, der alte Jochen.

So sehr ich es nun auch beklage, lieber Jochen, daß solche Uebelstände in eurer Gemeinde bestehen, so dringend ermahne ich dich dennoch, dich bei der nächsten Gemeinde-Versammlung zum Anschluß an dieselbe durch deinen Herrn Pastor anmelden zu lassen: sofern dieselbe sonst eine rechtgläubige Gemeinde ist, in der Gottes Wort rein und lauter gepredigt wird.

Billigen und gutheißten brauchst du deshalb die oben erwähnten Uebelstände nicht; beileibe nicht! du darfst und sollst sogar deinem Herrn Pastor dein Bedenken kund geben, und dich dann, zur Vermeidung von Anstoß, der Schwachen halber, aus christlicher Liebe und Nachgiebigkeit, dieser menschlichen Gemeindeordnung, die ja ein Mittelband ist, geduldig unterwerfen, bis, will's Gott, die Gemeinde zu besserer Einsicht und Erkenntniß kommt. Durch solche Nachgiebigkeit machst du alsdann einen rechten Gebrauch von deiner christlichen Freiheit.

Wollte man aber, was Gott in Gnaden verhüten wolle, von dir verlangen, daß du die erwähnten Einrichtungen als zu Recht und nach Gottes Wort bestehend anerkennen sollst; wollte man den Gehorsam gegen dieselben dir zur christlichen Pflicht machen; wollte man wohl gar dir zumuthen, dich jenen Anordnungen zu unterwerfen, weil das zu deiner Seelen Seligkeit erforderlich, weil es in Gottes Wort geboten sei: dann dürftest du, um deines christlichen Gewissens willen, ein solches menschliches Joch dir nicht auflegen lassen, sondern müßtest, zur Wahrung deiner christlichen Freiheit, den Anschluß an die Gemeine, so lange sie bei ihren Forderungen beharrt, unterlassen. Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. Besteht in der Freiheit, damit Christus Euch befreiet hat, und werdet nicht der Menschen Knechte.

Was nun den fremden Herrn Prediger anbetrifft, der dich besucht hat, so muß ich dir zunächst sagen, lieber Jochen, daß, nach meinem dummen Bauernverstände, die christliche Demuth nicht in dem grauen, einfachen Anzuge steckt. Man kann sehr kostbare Kleider tragen, und doch ein recht demüthiges Herz haben; man kann in Lumpen gehüllt, und dabei recht stolz, aufgeblasen und hoffärtig sein. Ich, für meinen Theil, habe nichts daran auszusetzen, wenn der fremde Herr Prediger, den dein Nachbar zu dir ins Haus gebracht, einen grauen Anzug trägt, das ist seine Sache; soll aber der graue Rock als Aushängeschild des darunter schlagernden demüthigen Herzens dienen, so lese ich dieses Schild in meiner eigenen Weise, und das ist dann meine Sache. Ich lege auch kein bißchen Werth darauf, daß der fremde Herr Prediger sich gern du anreden läßt; er ist wahrscheinlich aus dem Staate Pennsylvanien, dort ist es allgemein Gebrauch, Jedermann du zu nennen; ich habe nichts dagegen, aber als ein Zeichen christli-

cher Demuth lasse ich's nicht gelten. Sieh, lieber Bruder Jochen, wenn dieselben Leute englisch sprechen, was sie gewöhnlich viel besser verstehen als deutsch, so gebrauchen sie, auch unter einander, stets das Wörtlein you, und dieses sieht unserm Sie so ähnlich, wie ein Ei dem anderen.

Fahre du, mit deiner Anna-Marie, und allen deinen Hausgenossen, nur fort, die Kirche von deinem Herrn Pastor zu besuchen; und laß dich durch deinen Nachbar nicht bestimmen, einer Kirche dich zuzuwenden, in der man vielleicht die reine Lehre nicht einmal kennt, geschweige predigt. Ich warne dich ernstlich und brüderlich; (und damit erfülle ich den letzten Wunsch unserer seligen Mutter,) zur Treue im rechten Glauben, und zum Festhalten am Bekenntnisse reiner, unverfälschter Lehre.

Noch haben wir die Erndte nicht hinter uns; ist dieselbe, mit Gottes Hilfe, vorüber, so will ich dir in meinem nächsten Briefe, so gut ich's verstehe, die genauen Kennzeichen angeben, an welchen man die rechte Kirche erkennen kann.

Zum Schlusse will ich dir nur noch einen Rath geben. Die Anna-Marie schreibt an die Grete, der Herr Doctor aus der nahen Stadt besuche euch zuweilen, und sie habe dann ein großes Herzeleid, wenn sie seine gotteslästerlichen Reden anhören müsse; auch dir, schreibt sie, sei das ganz zuwider, noch mehr aber dem alten Jochen, deinem Gevatter.

Nun, lieber Jochen, es wundert mich, daß du dir das gefallen läßt, besonders in deinem eigenen Hause. Du würdest doch gewiß gewaltig dreinfahren, wenn Jemand unsern seligen Großvater verläumdete und beschimpfte wollte; viel weniger solltest du es dulden, wenn Jemand, namentlich in deinen vier Pfählen, es sich heraus nimmt, den zu lästern, der deine und der ganzen Welt Sünde getragen hat. Kannst du es nicht über's Herz bringen, gegen den Herrn Doctor entschieden aufzutreten, wie es sich in solchem Falle gebührt, so könntest du ja, wenn er mit seiner schnodderigen Schnauze noch einmal das beschimpft, was dir das Heiligste ist, es so mit ihm machen, wie es Fritz Reuters sein Dufel Bräsig mit dem Herrn Baron machte, indem du den Herrn Doctor in aller Höflichkeit bittest, dir den einzigen Gefallen zu thun, sich doch deine Hansthür einmal von der Außenseite ein bißchen in Augenschein zu nehmen. Diesen zarten Wink mit dem Zaumpfahle würde der Herr Doctor, so meine ich, schon verstehen.

Nun, lieber Jochen, Gott erhalte dich und mich, dein Haus und mein Haus, den alten Jochen und seine Dorch, ja, seine ganze heilige Kirche auf Erden, beim rechten, einigen Glauben. Er verleihe uns Beständigkeit, und bringe uns, wenn unser Stündlein gekommen ist, in Sein ewiges Reich! Amen. Dein, dich herzlich liebender Bruder,
Hans.

Kirchliche Chronik.

Die Eisenacher Conferenz, zusammengesetzt aus den Vertretern sämmtlicher protestantischen Kirchenregierungen Deutschlands, hat beschlossen den deutschen Regierungen die Einführung eines gemeinschaftlichen Reformationsfestes und Bußtages zu empfehlen. Es mag ja eine solche Einrichtung in mancher Hinsicht wünschenswerth sein; aber gefährlich sind dergleichen Uebereinkommen

doch, da sie von der unierten Seite her jedenfalls als die ersten Schritte zur Einführung der National-Kirche angesehen werden. Die Freikirchen Deutschlands werden natürlich durch solche Beschlüsse der Kirchenregimente nicht berührt. Noch verwunderlicher ist es uns, daß die landeskirchlich-lutherischen Glieder der Conferenz eingewilligt haben, an der Herausgabe eines „gemeinschaftlichen“ Militair-Gesangbuches mitzuarbeiten. Soll das Militair, wie es Deutschland politisch geeinigt hat und zusammenhält, nun auch eine kirchliche Einigung bewirken? Das Gesangbuch kann ja nimmermehr das unverfälschte lutherische Bekenntniß enthalten.

E.

Altkatholische. Nachdem seit ein paar Jahren die Geister, die vorwärts wollen, und die Geister, die am Alten hängen, mit einander gerungen haben, ist es endlich auf der Synode zu Bonn am 12. und 13. Juni zur Entscheidung gekommen. Den Geistlichen ist es freigestellt zu heirathen, ohne daß ihr Ehestand ein Hinderniß für ihre Seelsorge und Amtsthätigkeit bildet. Der Beschluß ist gefaßt mit 75 gegen 22 Stimmen, also mit überwiegender Mehrheit, aber auch gegen eine nicht zu verachtende Minderheit. Wenn man bedenkt, welche ärgerliche Vorgänge und bittere Zerwürfnisse der Kampf um die Ehelosigkeit schon lange vorher veranlaßt hat; so gewinnt es den Anschein, als ob aus dem Synodalbeschlusse eine Spaltung hervorgehen könnte. Schon gleich nach Beschlußfassung der Synode sind nach Angabe der Köln. Volkszeitung die Professoren Neusch, Langen und Menzel aus der altkatholischen Kirchengemeinschaft ausgetreten. Es sind die Laien, welche der Wagschale das Schwergewicht gegeben haben; und auch Professor Michelis, der frühere Gegner der Berehelichung, wärf sein Gewicht in diese Wagschale. Vorzugsweise ist es der linke liberale Flügel der Alt Katholiken, welcher die Ehe der Geistlichen betrieben hat. Wir sind ja ganz mit dem Beschlusse einverstanden, welchem die römisch Katholischen nicht werden den Vorwurf machen können, daß es den Geistlichen mehr um die Frau als um die Braut Christi zu thun gewesen sei; dennoch können wir so lange kein heilverkündendes Zeichen darin sehen, als die bauende und bessernde Thätigkeit sich hauptsächlich auf die Außendinge wirft, wo man die große Zahl der freier Gesinnten nicht vor den Kopf stößt.

Der verstorbene Obergerichtsrath Thomson von Pennsylvania sagte einmal in Beziehung auf Pastoren: Wenn die Prediger Advocaten gewesen wären, ehe sie in's Pfarramt traten, so würden sie viel mehr von der gänzlichen Verderbtheit des menschlichen Herzens wissen und darüber viel mehr und eindringlicher predigen. Die alte Lehre von der Erbsünde allein könne die Falschheit, Unehrlichkeit, Wollust und Mordsucht erklären, die in der Welt herrsche. Erziehung, Bildung und hohe Begabtheit könnten den Gang zum Bösen nicht überwinden, welcher unseren Herzen angeboren sei, und es bedürfe einer schweren Arbeit des heiligen Geistes, ehe derselbe unterdrückt würde. So redet ein welterfahrener Mann. Friedrich I. von Preußen, gewöhnlich der alte Fritz genannt, war zwar sonst ein ungläubiger Mensch, aber die Lehre von der Erbsünde nahm er an. Als einmal ein rationa-

listischer Prediger in seiner Gegenwart diesen Artikel leugnete und sich mit seiner Weisheit groß that, sagte ihm der alte Staatsmann: Was? die Menschen sollen von Natur nicht schlecht sein? Guter Freund, da kennst er die Canaille noch nicht.

Von den Sonntagschulen.

Es ist unglaublich, was mit den Sonntagschulen hier zu Lande für heillosen Unfug getrieben wird. Das „altkirchliche Institut der Christenlehre“ wird darüber verachtet, auch hier und da zu verdrängen gesucht. Wie können es doch Pastoren und Gemeinden verantworten, wenn sie die sonntägigen Katechismusexamina nicht aufrichten, oder gar wieder fallen lassen, wo sie schon bestanden haben. Mit der Sonntagschule sucht man in den allermeisten Fällen Kirche und Schule zu spielen. Für die Eltern ist die Sundaeschool äußerst bequem, denn erstlich brauchen sie selbst nicht hineinzugehen, wer würde ihnen das zumuthen, wie man es doch immer bei den Christenlehren von ihnen fordert; zweitens werden sie die Kinder auf eine Zeitlang los; drittens meinen sie noch ein gutes Werk zu thun, darüber sie von ladies and gentlemen becomplimentirt werden, wenn sie ihre Kinder in die Sonntagschule schicken (Ei, sprechen viele Eltern, die Kinder lernen dort doch nichts Böses und meinen damit selbst die Sonntagschulen der Secten); viertens werden ihre Kleinen gehätschelt, gelobt, stattlich beschenkt, was sie freilich schon vorher theuer genug bezahlt haben, und fünftens können sie in der Zeit, wo sie nach ihrer heiligsten Pflicht ihre lieben Kinder um sich versammeln und sie selbst lehren, vermahren, examiniren sollten, träge Ruhe pflegen, oder eitlen Vergnügungen nachgehen.

Auch da, wo man aus Nothwehr zur Sonntagschule greifen muß und der Pastor sich das Heft nicht aus der Hand nehmen läßt, wird es ohne allerlei große Mißstände nicht abgehen. Wer es versucht hat und dabei auch ein Nachdenken hatte, wird mir beispflichten. Ich weiß wohl, man kann auch die Sonntagschule so einrichten, daß dadurch etwas Heilsames erzielt würde; allein versuche es, du wirst sie dann entkleiden müssen des Reizes für das Fleisch und du wirst finden, daß man sie dann nicht haben will.

Wie steht es mit den Lehrern in den Sonntagschulen? Da dünkt sich jedermann geschickt dazu, jedermann will die Ehre haben, jedermann findet das überaus wunnig, den Lehrer zu spielen, der auch nicht die geringste Fähigkeit dazu hat und nicht im Entferntesten einen Beruf dazu. Das gereicht dem heiligen Schulanze zu großer Schmach. O, wenn man doch ernstlicher bedächte die Mahnung des Apostels: Lieben Brüder, unterwinde sich nicht jedermann Lehrer zu sein, und wisset, daß wir desto mehr Urtheil empfangen werden; so würde der Rißel manchem vergehen. Oft sind solche Lehrer recht leichtfertige, fleischliche Menschen, von denen die armen Kinder gar manches Anstößige wissen, hören und sehen.

Hauptsächlich hat man es bei Heranziehung von Lehrern nicht selten auf ladies abgesehen, damit man so neben bei in Wien, Geberten, Worten, in der Galanterie sich ergöbe. Und das Alles im Heiligthum Gottes, vor den unschuldigen Kindern, zu deren großem Aegerniß, Verführung und Vergiftung. Schon vor mehr als zwanzig Jahren las ich selbst in einem englischen Blatte bittere Klagen in dieser Beziehung. Es ist Zeit, daß der Schleier gelüftet werde. Doch für diesmal genug.

A. P. I.

Seminarjahre.

Das theologische Seminar der Ev. Lutherischen Synode von Wisconsin wird, so Gott will, am Mittwoch den 4. September in Milwaukee eröffnet werden. Diejenigen, welche in dasselbe einzutreten wünschen, müssen sich über eine genügende wissenschaftliche Ausbildung ausweisen und werden ersucht, sich baldmöglichst bei dem Unterzeichneten zu melden.

Milwaukee, den 31. Juli 1878.

F. Bading, Präses.

Allgemeine Pastoral-Conferenz.

Der Unterzeichnete bringt hiermit zur Kenntniß, daß erhaltener Einladung gemäß, eine allgemeine Conferenz der Pastoren der ev. luth. Wisconsin-Synode vom 24. — 26. September d. J. in der Kirche des Herrn Pastor C. Dypen in Greenbay gehalten werden wird. Zur Besprechung werden Thesen über die Lehre von der Gnadenwahl vorgelegt werden. Die Sitzungen werden Dienstag den 24. Sept. früh um 9 Uhr beginnen und Donnerstag Abend schließen. Wer dieser Conferenz nicht beizuwohnen im Stande ist, wolle dies zeitig beim Unterzeichneten sowie beim Ortspastor melden.

F. Bading, Präses.

Schulsache.

Das neue Schuljahr unserer Anstalt in Watertown wird, so Gott will, am 29. August seinen Anfang nehmen! Schüler, welche aufgenommen zu werden wünschen, wollen sich bald möglichst bei dem Unterzeichneten melden. Die Aufnahmeprüfung beginnt am 28. August, Morgens 9 Uhr im Anstaltsgebäude.

Watertown, den 12. Juli 1878.

A. F. Crust.

Conferenz-Anzeige.

Am 13. und 14. Aug. ist, D. v., gemischte Conferenz im Town Wilson, Sheboygan Co., Wis. — Form. Conc. Art. VII.

J. Jacob Hoffmann.

Empfehlung.

Auf Verlangen bezeugt der Unterzeichnete dem Maler Herrn Jacob Fink in West Bend, daß derselbe in der Kirche der hiesigen ev. luth. St. Johannis-Gemeinde Altar und Kanzel in geschmackvoller und würdiger Weise mit Verzierungen, Sprüchen und einem Wilde „Jesus im Garten Gethsemane“ darstellend für einen billigen Preis bemalt hat. Herr Fink kann den Schwesterngemeinden für ähnliche Malerarbeiten empfohlen werden.

E. Mayerhoff, Pastor.

Juli 1878. West Bend, Wis.

Druckfehler.

In No. 22 des Gemeindeblattes muß es heißen unter den Quittungen für die Taubstummenanstalt: Durch Herrn Pastor Mayerhoff \$10.08 Collette in der Parochie West Bend; statt \$0.08.

Quittungen.

Für die Anstalt in Watertown: Pastor Fäkel, bei der Taufe von Nag gesammelt \$2 25. — Pastor Neusch, Pfingst. Collecte \$9. — A. Kleinhans, \$19. (Am ganzen mit den in No. 21 collectirten \$10, also \$29, nämlich von der St. Pauls-Gemeinde \$20, und von der Lucas-Gemeinde \$9.) — Pastor Hagedorn, Missionsfest-Collecte \$35. 10. — Pastor Adelberg, von B. \$1. — Pastor Ungrodt, vom Missionsfest in Jefferson \$35. — Pastor Bading, auf Johann Petermanns Hochzeit \$5 65. — Pastor Kilian auf der Hochzeit des Herrn Reinte mit Johanna Wollenburg \$6.

Für das Seminar: Pastor Fäkel bei der Taufe von Begerow \$2; bei der Taufe von Brumber \$2 45. — Pastor Lucas, persönlicher Beitrag \$ 0. — Pastor Adelberg, von B. \$1. — Vater Krüger \$25.

Für die Baukasse: Pastor Schimpf, nachträglich von A. Frank \$1.

Für die Meger-Mission: Pastor Hagedorn, Theil der Missionsfest-Collecte \$ 7.75. R. Adelberg.

Für das Gemeindeblatt: Die Herren Pastoren: E. Riedel XIII, \$1.10. Hölzel, XIII, \$6.05.

Th. Fäkel.